

**Unverkäufliche Leseprobe**



**David Foenkinos**  
**Zum Glück Pauline**  
Roman

411 Seiten, Klappenbroschur  
ISBN: 978-3-406-65420-6

Weitere Informationen finden Sie hier:  
<http://www.chbeck.de/12290450>

# 1

Man spürt gleich, wenn so etwas anfängt. Mir war sofort klar, dass da *irgendetwas* nicht stimmte. Was für Umwälzungen dann auf mich zukommen sollten, konnte ich freilich nicht ahnen. Am Anfang fühlte ich nur einen diffusen Schmerz, einen leichten Stich im Kreuz. Das hatte ich noch nie gehabt, es war aber an sich kein Grund zur Beunruhigung. Bestimmt nur eine Verspannung, die mit den in letzter Zeit gestiegenen Sorgen zusammenhing.

Die Situation spielte sich an einem Sonntagnachmittag ab, an einem der ersten schönen Sonntage des Jahres. Man freut sich, dass die Sonne scheint, auch wenn sie noch schwach und nicht allzu vertrauenserweckend ist. Meine Frau und ich hatten ein befreundetes Pärchen zum Mittagessen eingeladen, das heißt, wir luden eigentlich immer dasselbe Pärchen zum Mittagessen ein. So, wie ich mich an die Liebe zu meiner Frau gewöhnt hatte, so hatte ich mich an die Freundschaft zu diesem Pärchen gewöhnt. Wobei, eine Kleinigkeit hatte sich verändert: Wir waren in einen Pariser Vorort gezogen, in ein Häuschen mit Garten. Wir waren mächtig stolz auf unseren Garten. Meine Frau pflanzte Rosenstöcke in geradezu erotischer Andacht, und ich begriff, dass auf diesen paar Quadratmetern Grünfläche all ihre sinnlichen

Hoffnungen ruhten. Manchmal, wenn ich mit ihr zwischen den Blumen umherspazierte, überkam uns unsere Vergangenheit. Dann gingen wir hinauf ins Schlafzimmer und waren für zwanzig Minuten noch mal zwanzig. Diese Momente waren unendlich kostbar. Man konnte mit Élise der Trägheit jederzeit ein paar Augenblicke rauben. Sie war so zart und drollig, dass ich mich jeden Tag aufs Neue dazu beglückwünschte, Kinder mit ihr zu haben.

Als ich den Kaffee und die vier Tassen auf einem Tablett ins Wohnzimmer trug, erkundigte sie sich:

«Alles in Ordnung mit dir? Du siehst ein bisschen kaputt aus.»

«Mir tut der Rücken weh, aber geht schon.»

«Das ist das Alter ...», seufzte Édouard in dem ihm eigenen ironischen Ton.

Ich sagte ein paar beschwichtigende Worte. Ich mochte es nicht, wenn sich alle so für mich interessierten. Oder zumindest mochte ich in dem Augenblick nicht der Gegenstand des Gesprächs sein. Aber nichts zu machen, ich spürte diese leichten Stiche im Rücken. Meine Frau und meine Freunde unterhielten sich, und ich war nicht in der Lage, ihrer Unterhaltung zu folgen. Vollkommen fixiert auf meinen Schmerz, versuchte ich mich zu erinnern, ob ich mich in den vergangenen Tagen besonders angestrengt hatte. Nein, ich verstand einfach nicht, woher diese Schmerzen kamen. Ich hatte nichts Schweres gehoben, keine falsche Bewegung gemacht, mein Körper war auf keine wie auch immer gearteten Abwege geraten. Aber ich hatte von Anfang

an das Gefühl, das hier müsse etwas ganz Schreckliches sein. Instinktiv nahm ich die Sache nicht auf die leichte Schulter. War ich darauf programmiert, immer das Schlimmste anzunehmen? Ich hatte schon so oft davon gehört, dass Krankheiten ein Leben zerstören können.

«Möchtest du noch was von der Erdbeertorte?», fragte Élise und unterbrach meine düsteren Gedanken. Wie ein Kind hielt ich ihr meinen Teller hin. Ich aß und betastete zugleich meinen Rücken. Irgendetwas kam mir nicht ganz normal vor (da war so eine Art Beule), aber ich hätte nicht sagen können, ob die jetzt real war oder die Ausgeburt meiner ängstlichen Fantasie. Édouard sah von seiner Erdbeertorte auf und schaute mich an:

«Tut's immer noch weh?»

«Ja ... ich weiß nicht, was das ist», gestand ich leicht panisch.

«Vielleicht solltest du dich mal ein bisschen hinlegen», meinte Sylvie.

Sylvie ist Édouards Frau. Ich hatte sie in der zwölften Klasse im Gymnasium kennengelernt. Das heißt, das war nun über zwanzig Jahre her. Sie war damals schon zwei Jahre älter als ich. Der Altersunterschied zwischen zwei Menschen stellt den einzigen Abstand dar, den man nicht verringern kann. Während ich anfangs vollkommen fasziniert von ihr war, sah sie in mir immer bloß einen kleinen Jungen. Samstags nahm sie mich manchmal zu obskuren Ausstellungen in genauso obskuren Galerien mit, wo wir die einzigen Besucher waren.

Sie erklärte mir, was ihr gefiel und was ihr nicht gefiel, und ich strengte mich an, einen eigenen Geschmack zu entwickeln (umsonst: ich war immer ganz ihrer Meinung). Sie malte eifrig und verkörperte für mich ein Freiheitsideal, das Boheme-Leben. Alles, was ich sofort aufgegeben hatte, als ich mich für ein BWL-Studium einschrieb. Einen Sommer lang hatte ich hin und her überlegt, denn ich wollte eigentlich schreiben. Das heißt, ich hatte eine vage Idee zu einem Buch über den Zweiten Weltkrieg. Doch schließlich schloss ich mich der vorherrschenden Meinung\* an und entschied mich für etwas Handfestes. Seltsamerweise hatte mich auch Sylvie in diesem Entschluss bestärkt, obwohl sie gar nichts von mir gelesen hatte. Ihr Rat hatte also mit keinerlei Geringschätzung meiner Arbeit zu tun. Wahrscheinlich glaubte sie, ich sei für ein unstetes Künstlerdasein mit all seinen Selbstzweifeln und Unsicherheiten nicht gemacht. Ich sah bestimmt aus wie ein junger Mann, der ein geregeltes Leben führte. Der ein geregeltes Leben führte und zwanzig Jahre später mit Rückenschmerzen in seinem Einfamilienhaus in einem Vorort sitzen würde.

Einige Monate nachdem wir uns kennengelernt hatten, stellte mir Sylvie Édouard vor. «Der Mann meines Lebens», verkündete sie trocken. Solche Worte beeindruckten mich immer. Diese triumphale Beredtheit, diese sagenhafte Gewissheit in der ungewissesten Sache der Welt: der Liebe. Wer vermag zu sagen, ob das, was jetzt ist, immer so sein

\* Das heißt der Meinung meiner Eltern.

wird? Jedenfalls hatte sie wohl recht, denn ihre anfängliche Gewissheit wurde durch die Jahre nicht erschüttert. Sylvie und Édouard bildeten ein unwahrscheinlich anmutendes Paar, bei dem niemand hätte sagen können, ob die beiden auch ein paar Dinge gemeinsam hatten. Sylvie, die mir gegenüber immer die Schönheit des Flatterhaften gerühmt hatte, hatte sich unsterblich in einen Studenten der Zahnmedizin verliebt. Dass auch Édouard künstlerisch veranlagt war, sollte sich mir erst mit der Zeit erschließen. Aber er konnte mit der Begeisterung eines Künstlers von seiner Arbeit reden. Ekstatisch studierte er die zahnärztlichen Instrumentarienkataloge – sein Bohrer musste immer der letzte Schrei sein. Um ein Leben mit den Zähnen fremder Leute zu verbringen, ist sicher eine gehörige Portion Wahnsinn vonnöten. Auch das begriff ich erst nach einer Weile. Nachdem ich ihn zum ersten Mal getroffen hatte, erinnere ich mich, wollte ich von Sylvie wissen:

«Mal ehrlich, was gefällt dir an ihm?»

«Die Art, wie er von meinen Backenzähnen spricht.»

«Jetzt hör aber auf, sag mal im Ernst.»

«Ich weiß es nicht, er gefällt mir eben. Das ist einfach so, fertig.»

«Aber du kannst dich doch nicht in einen Zahnarzt verlieben. Niemand mag Zahnärzte. Und nebenbei bemerkt, wird man gerade deswegen Zahnarzt, weil einen niemand mag ...»

Das hatte ich aus Eifersucht gesagt oder vielleicht auch, um ihr ein Lächeln abzuringen. Sie strich mir mit der Hand übers Gesicht und sagte dann:

«Du wirst sehen, du wirst ihn auch mögen.»

« ... »

Zu meinem großen Erstaunen sollte sie recht behalten. Édouard wurde mein bester Freund.

Ein paar Monate später begegnete mir selbst die große Liebe. Die Sache war eigentlich ganz leicht. Jahrelang hatte ich mich in Mädchen verliebt, die mich überhaupt nicht beachteten. Mein mangelndes Selbstvertrauen nagte an mir, während ich versuchte, das Unerreichbare zu erreichen. Als Élise auftauchte, hatte ich die Hoffnung auf ein Leben in Zweisamkeit fast schon aufgegeben. Es gibt dazu im Prinzip nichts zu erzählen; ich meine, alles war so selbstverständlich. Es war einfach schön, wenn wir zusammen waren. Wir gingen spazieren, ins Kino und redeten von den Dingen, die uns etwas bedeuteten. Nach all den Jahren bin ich immer noch ergriffen, wenn ich an unsere Anfänge zurückdenke. Es kommt mir so vor, als liege diese Zeit zum Greifen nahe. Ich kann kaum glauben, dass wir gealtert sind. Aber wer kann das schon? Édouard und Sylvie sind immer noch da. Wir sitzen beim Essen und reden noch immer über die gleichen Themen. Die Zeit kann uns nichts anhaben. Alles bleibt, wie es war. Bis auf eines: diese Rückenschmerzen, die ich seit heute habe.

Auf Sylvies Ratschlag hin ging ich nach oben und legte mich hin. Die Schmerzen unbekannter Herkunft ließen nicht nach. Mein Schädel brummte wie nach einer durchzechten Nacht. Dabei hatte ich nur ein Glas Wein ge-

trunken. Nach ein paar Minuten gesellte sich Édouard zu mir:

«Na, wie geht's? Wir machen uns schon Sorgen um dich.»

«Das ist echt nicht lustig gerade.»

«Das glaub ich. Ich kenn dich, du bist ja sonst nicht der Mann, der groß Theater macht.»

«...»

«Kann ich mal sehen, wo es wehtut?»

«Hier», sagte ich und deutete auf die Stelle.

«Wenn es dir nichts ausmacht, schau ich mir das mal an.»

«Aber du bist doch Zahnarzt.»

«Na ja, ein Zahnarzt ist immerhin auch ein Arzt.»

«Ich versteh nicht recht, was die Zähne mit dem Rücken zu tun haben sollen.»

«Also darf ich mir das jetzt mal anschauen oder nicht?»

Ich hob das Hemd hoch, und Édouard tastete meinen Rücken ab. Einige Augenblicke lag eine potenzielle Schreckensnachricht in der Luft, doch dann erklärte er zu meiner Beruhigung, er könne nichts Auffälliges erkennen.

«Spürst du nicht diese kleine Schwellung?»

«Nein, da ist keine Schwellung.»

«Aber ich spüre sie.»

«Das ist ganz normal. Wenn man Schmerzen hat, bildet man sich manchmal solche Sachen ein. Das sind durch die Schmerzen verursachte Sinnestäuschungen. Meine Patienten haben das auch oft. Sie sagen immer, dass ihre Wangen geschwollen ist, obwohl das gar nicht stimmt.»



«Aha ...»

«Nimm zwei Paracetamol und ruh dich ein wenig aus.»

Meine innere Stimme sagte mir: Er ist Zahnarzt. Das war gerade die Diagnose eines Zahnarztes. Von Rückenschmerzen hat er keine Ahnung. Zahnärzte haben im Allgemeinen keine Ahnung von Rückenschmerzen. Ich bedankte mich etwas mürrisch bei ihm und versuchte dann einzuschlafen. Die zwei Tabletten taten mir merkwürdig gut. Ich schlief tatsächlich ein. Und träumte davon, dass die Schmerzen nur Hirngespinnste waren und sich alles schön wieder einrenkte. Als ich aufwachte, warf ich einen Blick aus dem Fenster. Édouard und Sylvie waren anscheinend schon weg, denn Élise kniete im Garten und schnupperte an den Blumen. Ich weiß nicht, wie Frauen es anstellen, aber oft spüren sie, wenn man sie ansieht. Wie durch Zauberei drehte die meine ihren Kopf in meine Richtung. Sie schenkte mir ein Lächeln, worauf ich mit einem Lächeln erwiderte. Ich dachte, jetzt könne der Sonntag endlich beginnen. Gegen Abend kamen die Schmerzen allerdings in heftiger Form wieder.

## 2

*Intensität der Schmerzen: 6\**

*Gemütslage: unruhig*

## 3

Nachts wachte ich unzählige Male auf und starrte die Leuchtziffern des Radioweckers an. Ich ärgerte mich, weil ich mir in der Apotheke nicht noch ein paar Schmerztabletten besorgt hatte, und dachte mit Schrecken an den mir bevorstehenden Montagmorgen. Es stand ein extrem wichtiges Meeting mit den Japanern an, und ich fragte mich, wie ich das überstehen sollte. Seit Wochen arbeitete ich auf diesen Termin hin. Herr Osikimi persönlich war angereist, um die Vertreter unseres Architekturbüros zu treffen. Für mich war das auch die Chance zu zeigen, dass ich mehr draufhatte als Yann Gaillard. Yann Gaillard war mein großer Rivale, auch im Hinblick auf eine in Aussicht gestellte Gehaltserhöhung. Aber während ich den Kampf mit ehrlichen und

\* Auf einer Skala von eins bis zehn.

angemessenen Waffen focht, griff er zu allen Mitteln, um mich zur Strecke zu bringen. Er machte mir den Büroalltag zur Hölle. Dennoch hielt ich mich ran (schließlich hatte ich den Kredit für das Haus zurückzuzahlen) und blickte nebenbei neidvoll auf meine Freunde, die sich in ihrem Berufsleben verwirklichten, während das meine immer unmenschlichere Züge annahm.

Als der Wecker summt, war ich schon längst wach. Ich sagte zu meiner Frau, dass ich so gut wie nicht geschlafen hatte.

«Langsam mache ich mir aber richtig Sorgen. Ich fahr dich gleich nach dem Frühstück in die Notaufnahme.»

«Ich kann nicht. Ich hab doch diese Besprechung.»

«Aber schau dich doch an, so kannst du da nicht hingehen. Ruf an und sag, du kommst ein bisschen später. Sie werden bestimmt auf dich warten. Jeder weiß, dass du nicht der Typ bist, der ein großes Theater macht ...»

Das hörte ich nun schon zum zweiten Mal. Ich fragte mich, wie ich das verstehen sollte. Meiner näheren Umgebung war sicherlich bekannt, dass ich nicht zu Übertreibungen neigte. Meine Worte entsprachen stets meinen Gedanken, das war wohl gemeint mit «kein großes Theater machen».

Meine Frau überredete mich, ins Krankenhaus zu fahren. Mit einer SMS informierte ich Mathilde, meine Schweizer Sekretärin, über meine Verspätung.

«Ich bin mir sicher, dass das alles zusammenhängt», meinte Élise unterwegs.

«Was?»

«Na, deine Rückenschmerzen und diese Besprechung. Die ganze Zeit redest du davon, wie wichtig diese Besprechung ist. Und vor lauter Aufregung hast du jetzt Rückenschmerzen.»

«Na ja ... schon möglich ...»

Kurz darauf erhielt ich – immer noch auf dem Weg ins Krankenhaus – eine SMS von Gaillard: «Mathilde hat mir Bescheid gesagt wegen deinem Rücken. Keine Sorge, die Japaner kommen auch ein bisschen später. Wir warten auf dich. Bis dann.» Ich hasse Leute, die «bis dann» schreiben. Oder zumindest hasste ich an diesem Typen einfach alles. Mit jedem anderen Gruß hätte er dieselben Ekelgefühle in mir hervorgerufen. Élises Anwesenheit dämpfte zum Glück die in mir aufsteigende Wut. Sie hatte das Radio angemacht. Die Lieder der Vergangenheit wiegten uns in den Montagmorgen. In Anbetracht der bedrückenden Gegenwart schwelgte ich in Nostalgie.

Im Krankenhaus nahmen wir in einem riesigen, von gelben Neonröhren erleuchteten Wartesaal Platz. Wir waren von allerlei schmerzverzerrten Gesichtern umringt. Die Runderer, die einen verhängnisvollen Sonntag erlebt hatten. Alle wirkten von Angst erfüllt. Ich schämte mich ein bisschen dafür, aber es beruhigte mich irgendwie, Leute zu sehen, denen es noch schlechter ging. Das ist ja der Sinn von Wartezimmern: die eigene Lage im Vergleich zu der der anderen taxieren. Man beschnüffelt sich gegenseitig, sendet prüfende Blicke aus. Ich kam mir nicht so vor wie der dringendste der

dringenden Notfälle. Neben mir saß ein vor Schmerz gekrümmter junger Mann, der beängstigend vor sich hin stöhnte. Er murmelte unverständliches Zeug, vielleicht betete er. «Wollen Sie nicht lieber ihn zuerst drannehmen?», fragte ich, als ich aufgerufen wurde. Die Schwester zeigte sich ehrlich erstaunt, sicherlich war sie es gewohnt, dass jeder sich selbst der Nächste war.

«Machen Sie sich keine Sorgen. Die Ärzte werden sich um ihn kümmern.»

« ... »

«Raum zwei, bitte.»

«Ah, wunderbar ... vielen Dank.»

Ich stand auf und musterte ein letztes Mal den jungen Mann. Sein Zustand schien auch Élise ganz aus der Fassung zu bringen. Als ich mich auf den Weg zu meiner Untersuchung machte, sagte sie jedoch:

«Ich geh in der Zwischenzeit zu Décorama, diesem Inneneinrichtungsgeschäft da um die Ecke. Ich würde mich gern nach einer neuen Wohnzimmerlampe umschaun.»

«Aha ... »

«Ruf mich an, wenn du fertig bist.»

Nachdem sie erst so viel Mitgefühl gezeigt und mich hierher gebracht hatte, ließ sie mich plötzlich allein. Vielleicht wollte sie nicht dabei sein, wenn das fatale Verdikt gesprochen wurde. Nein, das klang nicht plausibel. Hätte sie das Schlimmste befürchtet, wäre sie nicht einkaufen gegangen. Aber ich hatte keine Zeit, darüber nachzudenken, warum sie die Flucht ergriff. Es war letztlich auch nicht so wichtig,

ob sie ihre Nervosität verbarg oder (wie das in festen Beziehungen manchmal vorkommt) schlicht eine Anwandlung von Gefühllosigkeit hatte. Ich glaube, sie wollte vor allem die Dramatik des Augenblicks herunterspielen, und deswegen ging sie mit der Situation wie mit einem harmlosen Spaziergang um, auf dessen Weg ein paar Geschäfte lagen. Im Grunde war das sicher die richtige Einstellung. Mir dagegen kam es so vor, als lastete die ganze Welt auf meinen Schultern. Ich schaffte es nicht, der Situation mit Würde zu begegnen. Es war absurd, jeder hat Rückenschmerzen, das war doch gar nicht der Rede wert. Ich unterzog mich genau der Art von ärztlicher Untersuchung, bei der meine Frau in der Zwischenzeit problemlos einkaufen gehen konnte.

In Raum zwei musste ich noch ein wenig warten. Das Stadium der Klassifizierung war abgeschlossen, ich war in die richtige Abteilung vorgedrungen. Dass ich so konzentriert war auf die Vorgänge um mich herum, hatte einen merkwürdigen Effekt: Die Schmerzen waren wie weggeblasen. Der Doktor rief mich auf, ich solle ihm folgen. Als ich ihm so gegenüber saß, ging es mir plötzlich wieder gut. Er musste mich für einen eingebildeten Kranken halten, der wegen jeder Kleinigkeit zum Arzt rennt. Einen von der Sorte, die das staatliche Gesundheitswesen mit ihrer Zimperlichkeit belasten. Oder auch: für einen, der ein großes Theater macht. Édouard erklärte mir später, als ich ihm die Geschichte erzählte, dass es sich dabei um ein psychologisches Phänomen handele, das bei Arztbesuchen häufig auftritt. Die Krankheiten verpuffen, aus Angst, ans Tageslicht befördert zu werden.

Der Doktor bereitete mir einen warmherzigen Empfang, als wäre ich an diesem Tag sein einziger Patient. Er liebte seinen Beruf, streifte seinen Kittel jeden Morgen mit ungebrochener Hingabe über, das war zu spüren. Ich stellte mir vor, dass er verheiratet war, und seine Frau freiberuflich in Teilzeit arbeitete. Im Sommer fuhren sie nach Sizilien zum Tiefseetauchen. Sie hatte Angst, aber er würde sie beruhigen. Hübsche Vorstellung, mit ihm in Urlaub zu fahren.

«Sie haben Glück. Heute ist nicht viel los.»

«Ah ... so ein Glück.»

«Die Leute warten oft vier oder fünf Stunden. Manchmal sogar acht.»

«Dann hab ich ja wirklich Glück ...»

«Also, was kann ich für Sie tun?»

«Ich hab seit gestern starke Rückenbeschwerden.»

«Haben Sie die oft?»

«Nein, das ist das erste Mal.»

«Haben Sie sich besonders angestrengt?»

«Nein, eigentlich nicht. Das ist einfach so passiert. Gestern. Beim Essen.»

«Worüber haben Sie sich unterhalten? Haben Sie sich beim Reden irgendwie verkrampft?»

«Nein ... das kann nicht sein. Es waren ganz normale Gespräche.»

«Stehen Sie gerade unter besonderer Anspannung?»

«Schon ein bisschen.»

«Stress ist die häufigste Ursache von Rückenschmerzen. In diesem Teil des Körpers nisten sich die Sorgen ein.»

«Aha ...»

Das war wahrscheinlich sein Standardspruch bei Rückenschmerzen, der eine Ausnahmesituation fast normal erscheinen ließ. Ein Angestellter, der unter Druck steht, das ist nichts Ungewöhnliches. Die Menschheit ist eine Armee der Angsterfüllten. Vollkommen logisch.

«Bitte oben freimachen und auf den Bauch legen.» Ich gehorchte. Als ich das letzte Mal diese Stellung eingenommen hatte, war ich mit Élise auf Thailandreise gewesen. Eine junge Frau mit langen schwarzen Haaren rieb mich mit ätherischen Ölen ein und massierte mich. Einen krasserer Gegensatz zur augenblicklichen Lage konnte ich mir kaum vorstellen. Eine Weile tastete der Arzt wortlos meinen Rücken ab. Sein Schweigen erschien mir äußerst beredt. Endlich sagte er etwas:

«Ist das die Stelle, wo es wehtut?»

«Hm ... na ja ... so ungefähr.»

«Verstehe ... verstehe ...»

Warum sagte er zweimal «verstehe»? Das ist immer ein schlechtes Zeichen, wenn die Leute Dinge zweimal sagen. Es kam mir so vor, als wolle er Zeit gewinnen, bevor er den Urteilsspruch verkündete.

[...]

---

Mehr Informationen zu [diesem](#) und vielen weiteren Büchern aus dem Verlag C.H.Beck finden Sie unter: [www.chbeck.de](http://www.chbeck.de)